

Der Präsident Breugels

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **138 (1859)**

PDF erstellt am: **25.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373024>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Präsident Breugels.

I.

„Nein, nie werden Sie meine Tochter bekommen“, sagte der Präsident Breugels in entschiedenem Tone zu dem Advokaten Loost. „Sie sind arm, sagen Sie; das ist in meinen Augen kein Grund, Sie nicht willkommen zu heißen, denn ich bin es auch und habe nichts, als mein Amt. Ein Grund aber für mich ist, daß Sie fast zwanzig Jahre mehr zählen, als das junge Mädchen, und daß Sie folglich sein Vater sein könnten. Und dann sind Sie häßlich, sehr häßlich, mein Freund; betrachten Sie sich im Spiegel und fragen Sie sich, ob Sie meiner Tochter gefallen können. Mein Hauptgrund aber ist der, daß zwischen Ihren Charakteren dieselbe Ähnlichkeit ist, wie zwischen meinem Haus und dem Kölner Dom. Sie sind von ernstem Charakter, wie ein Mann von sechszig Jahren, und zählen erst vierzig; sie dagegen ist lebhaft, heiter und hat von dem Feuer ihrer Mutter. Also, mein lieber Loost, nie und nimmer. Als Freund liebe ich Sie von ganzem Herzen: als Schwiegersohn kann ich Sie nicht brauchen.“ Er läutete. „Therese! eine Flasche Bordeaux von 1834“, sagte er zu der Magd, die den Kopf ins Zimmer steckte. Er stellte die Figuren auf dem Schachbrett auf. Während dieser Zeit hatte Loost seinen Hut genommen. Ohne ein Wort zu sagen, näherte er sich der Thüre, öffnete und wartete, bis der Präsident mit dem Aufstellen fertig war. „Präsident“, sagte er mit so viel Ruhe, als ihm seine Aufregung gestattete, „Sie werden mich nie wieder in diesem Hause sehen; Sie haben mich wie einen unartigen Jungen behandelt. Sie konnten mir Klara verweigern, ohne deshalb grob zu werden.“ Er schlug die Thüre hinter sich zu und floh aus dem Hause. „Grob! ja so ist es: wenn man die Menschen wie vernünftige Geschöpfe mit gesundem Verstande behandelt, so heißen sie das grob. Die Schachpartie ist jedenfalls zum Teufel. Ich will einen Spaziergang machen. Morgen kommt er sicher wieder.“

II.

Der Präsident hatte sich getäuscht. Loost kam am andern Tage nicht wieder. Es geschah sogar am selben Tage etwas, was er nicht er-

wartet und eine große Veränderung herbeiführte. Um dies Ereigniß zu verstehen, müssen wir etwas zurückgehen. Therese traf, als sie den Wein holte, unterwegs ihr Fräulein. „Nun, Therese?“ fragte Klara, welche neugierig in dem Hausgang auf den Ausgang der Verhandlung zwischen ihrem Vater und Verlobten harrete, „nun?“ — „Es steht schlecht, Fräulein! Herr Loost sieht so verlegen und niedergeschlagen aus, daß ich nichts Gutes erwarte. Unser guter Herr kommt mir auch aufgeregter als sonst vor.“ Klara seufzte, denn sie hatte den Advokaten, der seit ihrer frühesten Jugend ins Haus kam, lieb gewonnen; sie folgte der Magd in den Keller, um weitere Erklärungen von ihr zu bekommen; ehe sie jedoch die Zeit hatte, die Flasche zu nehmen, hörten sie die Hausthüre sich öffnen und schließen, und schlossen, daß der Advokat im Zorne weggegangen sein werde. Gleich darauf hörte man auch die schweren Tritte des Präsidenten, die Thüre wurde wieder geöffnet und geschlossen, und sie dachten sich, der Herr werde seinen Spaziergang machen, den er immer unternahm, wenn er sich den Kopf etwas erhitzt hatte. Eine halbe Stunde später kam ein kleines Billet von Loost. Klara las es mit scheinbarer Ruhe und begab sich nach ihrem Zimmer, indem sie Therese sagte, daß sie nicht zum Nachtessen kommen werde. Gegen Abend kehrte der Präsident zurück. Als er beim Nachtessen seine Tochter nicht erscheinen sah, schüttelte er lächelnd den Kopf, sagte aber nicht ein Wort, um von Seiten Therese's Erklärungen hervorzurufen. Am andern Morgen beim Frühstück ließ Klara sagen, daß sie etwas unwohl sei. „Das ist recht“, sagte der Alte, „es konnte nicht anders sein. Es wird bis morgen vorübergehen, und ehe zwei Tage vorbei sind, wird sie mir wahrscheinlich danken, daß ich nicht auf den närrischen Einfall eingegangen, den sie sich in den Kopf gesetzt.“

Als der Präsident gegen Mittag heimkam, sah er von ferne, daß seine Tochter das Haus verließ. „Hm, hm!“ murmelte er; „sie ist immer noch gereizt. Meinetwegen; ich werde wieder allein speisen. Im Uebrigen wird ihr die Luft gut thun. Nichts geht über einen Spaziergang, wenn wir in schlechter Stimmung sind.“

III.

Frau Keupens, geborene Marie Elisabeth Breugels, war eine ältere Schwester des Präsidenten, mit der dieser jedoch auf keinem besonders freundlichen Fuße lebte. Die gute Frau war zu sehr im Charakter von ihm verschieden. Sie hatte vor Zeiten einen reichen Mann geheirathet, der bedeutend älter war, aber glückliche Tage mit ihm verlebte. Zu dieser Tante begab sich Klara, als ihr Vater sie das Haus verlassen sah. Das junge Mädchen erzählte ihr bis ins Einzelste alles, was ihr und Loost begegnet war. Die gute Frau schüttelte den Kopf und meinte: „Mein Bruder ist immer noch der Nämliche und ist jetzt zu alt, als daß man hoffen könnte, er werde sich ändern. Laß mich machen, Deine verstorbene Mutter war meine beste Freundin. Ich versprach ihr auf dem Todtenbette, in allen wichtigen Lagen des Lebens Dir beizustehen, damit die Hartnäckigkeit und die wunderlichen Gedanken Deines Herrn Vaters, der im Uebrigen die Güte selber ist, Dich nicht unglücklich machen. Sage mir vor Allem, hast Du Loost wirklich lieb?“ — „Von Herzen; er ist so edel, so gut.“ — „Ja, er ist ein ausgezeichnete Mensch; mein verstorbener Mann schätzte ihn sehr. Aber hat er auch Dich lieb?“ — „Ich kann nicht daran zweifeln, er versichert es mir mit so viel Innigkeit.“ — „Nun, so müssen wir Deinen Vater zwingen, daß er seine Einwilligung giebt. Gott verzeihe mir die Sünde, daß ich eine Tochter scheinbar gegen ihren Vater aufreize; aber es bleibt kein anderes Mittel, und ich habe Deiner Mutter mein Versprechen gegeben. Anfangs wird er zwar etwas wüthen, aber das legt sich, mein Kind, und wenn er bei alledem sieht, daß Du seine liebende Tochter bleibst . . . denn als gute Tochter mußt Du ihn dennoch lieben und achten, hörst Du?“ — „O meine Tante, habe keine Furcht in dieser Beziehung; ich liebe meinen Vater immer noch und würde ihn weit mehr lieben, wenn er nicht so sehr gegen Loost eingenommen wäre.“ — „Nun denn, ans Werk! Du bist, wenn ich nicht irre, 25 Jahre, also mündig, Du bleibst kraft dieser Eigenschaft hier; ich werde augenblicklich meinen Bruder in Kenntniß setzen, daß Du nicht nach Hause zurückkehrst, und zu gleicher Zeit meinen Advokaten bitten, daß er sich zu einer Berathung bei mir einfinde.“

IV.

In Folge der Verhandlung, welche zwischen den beiden Frauen und dem Advokaten stattgefunden, erhielt Präsident Breugels kurze Zeit darauf ein richterliches Urtheil, welches die elterliche Einwilligung ergänzte, das heißt, da kein gültiger Grund zur Eheverweigerung vorhanden war, die Einwilligung des Vaters ersetzte. Es hatte viele Mühe gekostet, Klara zu bewegen, diesen Schritt zu thun und sich auf solche Weise dem väterlichen Willen zu entziehen. Der Vater war, als er dieses Erkenntniß der Gerichte erhielt, wie vom Blitze getroffen. Bis zu diesem Tage hatte er sein Kind als ein lenkbares, gehorsames Wesen gekannt. Sie nun plötzlich verändert zu sehen und namentlich in einer Lage, wo er ihr am besten rathen zu können glaubte, das schmerzte ihn unaussprechlich tief. Seine Antwort lautete, er könne zum Unglück seines Kindes nicht seine Zustimmung geben. Seine Tochter aber möge nur bei ihrer Tante bleiben; er wolle sie nie wieder sehen. Zwei Monate später verheirathete sich Klara mit Loost. Vergeblich suchte die Tante den Alten von seinem Beschluß abzubringen; er blieb trotz der zahlreichen und zärtlichen Briefe, welche ihm Klara und Loost schrieben, unbeweglich. Am Tage vor der Hochzeit hatte Loost seinen Muth in zwei Hände genommen und den Präsidenten selbst aufgesucht, um ihn um seine Einwilligung zu bitten. Der Vater hatte ihm höflich die Thüre gewiesen und statt des Abschiedes gesagt: „Das Einzige, was ich heute verlange, ist, daß keines von Beiden je wieder meine Schwelle betrete. Damit Punktum.“

V.

Wir müssen den Leser bitten, einen Zeitraum von zehn Jahren mit uns zu überspringen. Die Ehe Loost's und Klara's konnte als ein Muster gelten, keine Frau wurde aufrichtiger und treuer geliebt als sie, kein Gatte hatte in seiner Frau mehr das Ideal seiner Träume und zu gleicher Zeit eine liebevollere und wahrere Freundin, eine thätigere Haushälterin, eine klügere Mutter für seine Kinder gefunden. Ihre Verbindung war durch 3 frische Knaben gesegnet, die nicht halb so häßlich als ihr Vater waren, und 2 reizende Mädchen, die bereits so viel Anziehendes besaßen, daß man Hoffnung haben konnte, sie

würden eines Tages Engel von Frauen werden, wie ihre hübsche Mutter. Loost hatte, da er noch ledig war, als geschickter Advokat sich damit begnügt, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Sobald er verheirathet war, mühte er sich, seine Kundschaft zu vergrößern, und es gelang ihm dies so ausgezeichnet, daß er in kurzer Zeit der berühmteste und gesuchteste Advokat seiner Vaterstadt wurde.

Die Erbschaft der Tante, welche inzwischen gestorben, hatte vollends jede Sorge für die Zukunft der Kinder verscheucht und den ehrlichen Loost in den Stand gesetzt, mit seiner Familie auf einem sehr guten Fuße zu leben, ohne gezwungen zu sein, deshalb die Kräfte in seinem Berufe zu erschöpfen. Der einzige Kummer, den Loost und Klara in diesen zehn Jahren hatten, war ihnen aus der Lage erwachsen, in der sie sich ihrem Vater gegenüber befanden. Dieser hatte wirklich sein Wort gehalten, obgleich sein häusliches Glück durch seinen Troß zerstört war. In den ersten Jahren nach Klara's Hochzeit war die alte Magd Therese und der Bordeaux von 1834 ihm treu geblieben. Der letztere Freund verschwand erst, da er des langen und häufigen Umganges müde wurde. Der mürrische Charakter des Präsidenten, der mit jedem Tage schlimmer wurde, hatte die alte Magd veranlaßt, ihre Küchentalente und ihre Erfahrung unter Klara's Dach zu tragen. Der Präsident aber hatte, um das Unglück voll zu machen, Niemand gefunden, der an seiner Partie Schach theilnehmen wollte und den er matt machen konnte, so oft er wollte.

VI.

Er hatte den beiden Gatten längst vergeben; aber er war zu stolz, um dies laut kund zu thun, da er sich in seiner Würde als Vater und Präsident verletzt glaubte. Er interessirte sich lebhaft für seine Kinder und ihr Schicksal. Mit wahrer Freude vernahm er, daß Loost täglich an Achtung gewann und seine Kundschaft immer größer wurde. Am meisten Vergnügen bereitete es ihm jedoch, als er erfuhr, daß die Kinder seiner Tochter dem Großvater so ähnlich sähen. Und dennoch weigerte er sich, die Pathenstelle bei einem der Kinder zu übernehmen, so oft er auch darum ersucht wurde. Begegnete er seinen Kin-

dern auf der Straße, so grüßte er sie, als ob er sie kaum kannte. Sobald er aber glaubte, daß sie ihn nicht mehr sehen könnten, folgte er ihnen mit so großem Interesse mit dem Blicke, daß ihm häufig die Thränen über die Wangen liefen. Der merkwürdigste Zug war jedoch, daß er, je größer die Familie Klara's wurde, desto mehr sparte, um ihnen nach seinem Tode etwas zu hinterlassen. Er freute sich in dem Gedanken, daß die Kinder durch sein Testament einst sehen würden, wie sehr er sie geliebt. Loost und Klara hatten sich nur langsam an den Gedanken gewöhnt, den Vater nicht am häuslichen Herde zu sehen. Als sie jedoch erfuhren, wie großes Interesse er an ihrem Schicksal nehme, wie er sich als wahrer Großvater den Kindern gegenüber bezeige, die er häufig unter dem strengsten Siegel der Verschwiegenheit zu sich einlud, da verschwand die Wolke, die bisher ihr Glück verdunkelt hatte, und sie beschloßen, von Gott und der Zeit die gewünschte Veröhnung in Geduld zu erwarten.

VII.

Zehn Jahre waren auf solche Weise verfloßen. Wir befinden uns in einem Jahre, in welchem an dem Wohnorte des Präsidenten die Cholera furchtbar wüthete. Man wagte die Zahl der Sterbenden nicht mehr öffentlich bekannt zu machen, aus Furcht, durch den Schrecken die Heftigkeit der Krankheit zu vermehren. Die Menschen schienen sich zu fliehen, da sie fürchteten, aus dem Munde des Einen oder Andern den Tod eines Freundes oder Bekannten zu erfahren. Der Präsident war schon seit einigen Tagen krank, als die Cholera ihren höchsten Grad erreichte. Bei der ersten Nachricht von seiner Krankheit eilten Klara und ihr Gatte nach seiner Wohnung. Es gelang ihnen, die Magd, welche sie nicht vorlassen wollte, zurückzudrängen; aber bis zu dem Alten konnten sie nicht gelangen, denn er hatte, ahnend, was geschehen würde, die Thür verriegelt, und nachdem sie einige Zeit vergeblich unterhandelt, mußten sie wieder abziehen. Zwei Tage später konnte der Präsident wieder ausgehen. Da schon mehrere Cholerafälle in der Straße vorgekommen, wo seine Tochter wohnte, wollte er, um sich zu beruhigen, sich in die Nähe derselben begeben.

In der Ecke der Straße unterhielten sich zwei Arbeiter; Bestürzung lag deutlich auf ihren Gesichtern ausgesprochen. „In einer Nacht gestorben?“ rief der Eine. — „Alle sieben“, sagte der Andere. — „Was für sieben?“ rief der Präsident, wie vom Blitze getroffen. — „Vater, Mutter und fünf Kinder!“ sagte der erste Arbeiter und deutete auf ein Haus in der Straße.

Vater, Mutter und fünf Kinder! . . . diese Worte gingen ihm bis ins Mark. Ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Gedanken zu fassen, ohne zu wissen, was er that, stürzte er in die Straße. Die Thüre des Hauses seiner Tochter war offen. Ohne auf die Diener zu achten, die sich dort befanden, stürzte er in das Haus, eilte die Treppe hinauf, als wenn er erst Zwanzig zählte, und öffnete rasch die nächste beste Thüre; am Eingang blieb er stehen, als wäre er an den Boden geheftet.

Die ganze Familie war in einem einfachen, aber geschmackvoll eingerichteten Zimmer ver-

sammelt. In der Mitte lag ein großer Neufundländer auf dem dicken Teppich und ertrug geduldig die unschuldigen Neckereien der Kinder. In der Nähe des Fensters saßen Loost und seine reizende Frau auf einem Kanape. Der Vater las, die Mutter strickte, und neben ihnen spielte das jüngste Kind, das kaum ein Jahr zählte.

Die Worte versagten dem Präsidenten; ein Seufzer entrang sich seiner Brust, und er sank auf einen Stuhl; er lag in einer Ohnmacht. Wenige Momente später, als er die Augen öffnete, knieten die beiden Gatten vor ihm, das jüngste der Kinder wurde auf seine Kniee gesetzt, die andern drängten sich mit dem Neufundländer schmeichelnd heran, und Alles war vergeben und vergessen.

VIII.

Wir brauchen nicht zu erzählen, wie glücklich der Präsident, Klara, Loost und seine Kinder waren. Die alte Theresese behauptete, dies Ereigniß



habe ihn wieder jung gemacht. Noch an demselben Abend gab der Präsident ein Essen und wollte, daß seine Tochter dabei die Wirthin mache, wie sie es früher gethan. Es war ihm, als wäre Alles nur ein Traum und sie hätte sein Haus nie verlassen. Erst die Stunde der Trennung rief ihn in die Wirklichkeit zurück und ließ ihn einsehen, daß es ihm unmöglich wäre, länger einsam zu bleiben, und wie sehr er nöthig habe, sich für ein zehnjähriges Entbehren zu entschädigen. Man kam noch an demselben Abend überein, daß der Vater andern Tages zu seinen Kindern ziehen sollte.

Amerikanische Patent=Fliegenfalle.

Eine der neuesten amerikanischen Erfindungen ist eine Patent=Fliegenfalle. Es ist ein Draht=Käfig von etwa einem Quadratfuß Umfang, versehen mit einer Walze, die mit Tuch überzogen ist und worauf ein wenig Syrup als Köder gethan wird. Die Fliegen, armen Menschen gleich, die das gegenwärtige Gute ohne Hinblick auf die Zukunft im Auge haben, eilen auf die Walze, die sich vermittelst einer Art Uhrwerk dreht und die Fliegen langsam nach unten bringt, wo sie in eine Falle gerathen, aus der kein Entkommen ist. Hier sammeln sich Tausende und werden so sicher aufbewahrt, wie Menschen in einem Gefängniß. Man findet diese Fliegenfalle sehr sinnreich und verspricht dem Erfinder gute Geschäfte damit. An diese Sache reiht sich auch bereits eine ganz nette, den Amerikaner treffend zeichnende Anekdote. Ein Agent, ein echter Amerikaner, kam mit einer solchen Probe=Maschine nach Newyork, um Geschäfte durch Aufnahme von Bestellungen zu machen. Ein Metzger war überaus begierig, das Ding in seinem Laden „arbeiten“ zu sehen, und der Agent that ihm den Willen, indem er die Maschine aufstellte und in Gang setzte, so daß bald eine ganze Schaar Fliegen eingeheimset war. Der Metzger war ungemein erfreut darüber, meinte jedoch verschmigt: „Da nun alle Fliegen aus meinem Laden weg sind, so brauch' ich ja die Maschine nicht mehr!“ Dies bezeichnet auf allerliebste Art die so gewöhnliche Kurzsichtigkeit der Leute, welche in der Regel bloß den gegenwärtigen

Augenblick beachten. Allein nun sagt der Agent: „Sehr wohl, ich bin ein zu guter Amerikaner, als daß ich wollte gemein sein; nein, um Alles in der Welt nicht. Da Sie meine Falle nicht brauchen, so würde sich's nicht schicken, daß ich Ihre Fliegen mit fortnehme!“ Dabei zog er einen Schieber der Falle und befreite den ganzen Fliegenschwarm vor des Metzgers Ohren, zugleich sich entfernend unter dem Gelächter der ganzen Nachbarschaft. Auch diese Ruhe und Kälte bei der Ausführung eines Schabernacks charakterisirt vortrefflich den amerikanischen Charakter.

Die Amputation.

Ein bitterböser Beamter im Vorarlberg, der die Leute sehr drangsalirte, brach den Fuß in so schlimmer Weise, daß er ihm abgenommen werden mußte. Ein Bauer kam in dringenden Angelegenheiten an sein Schmerzenslager und ward von ihm mit der Frage empfangen: „Was sagen denn die Leute zu meinem Unglücke?“

Der Bauer schwieg verlegen.

„Nun, was ist's?“ fuhr der Amtmann ungeduldig auf; „heraus mit der Sprache!“

Der Bauer (sich hinter den Ohren fragend). „Ja, gestrenger Herr, — die Leute — die Leute sagen halt: der Fuß sei Ihnen zu kurz abgenommen worden.“

Der Amtmann. „Wie — was — wo hätte er denn abgenommen werden sollen?“

Der Bauer (mit dem Zeigefinger um den Hals herum fahrend). „In der Gegend, meinens.“

Was zwei Buchstaben ausmachen.

In einem Bureau entstand zwischen einem Fremden und einem Beamten ein lebhafter Streit, wobei endlich Letzterer ausrief: „Wissen Sie, wer ich bin?“ — Der Fremde antwortete mit „Nein.“ — „Nun, ich bin der Oberkontroleur,“ sagte darauf gewichtig Jener. — Der Fremde: „Schade, daß Ihnen noch zwei Buchstaben mangeln!“ — Jener neugierig: „Wie so und welche?“ — „Nun, **G** und **r**“ (Großer Kontroleur), und der Fremde empfahl sich schleunigst.